

Arnold Stadler: Komm, gehen wir
Roman. S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2007.

„Einfach mehr Mensch pro Kilo“

(*bu*) Ja, Arnold Stadler gehört zu jenen Schriftstellern, die immer wieder Variationen derselben Geschichte erzählen. Ja ist übrigens ein Wort, das im neuen Roman „Komm, gehen wir“ eine zentrale Rolle spielt, auch weil es im Gegensatz zum Nein, das „kein Echo hat“, in die Zukunft weist. Eine Zukunft notabene, die immer solange offen ist, wie man nicht auf sie zurückblickt: „Ein halbe Stunde, nachdem Jim nach einem Schluck Wasser gefragt hatte, war es so, als wären sie schon mitten in einem Roman.“ Jim, eigentlich Enzo, ein aus Amerika nach Italien gereister Jüngling, ist jene Figur, um die sich Stadlers Geschichte dreht. Jim ist aber nicht die Hauptfigur, die heißt Roland (unschwer als Anagramm zu Arnold zu lesen), und dieser Roland wiederum verbrachte vor knapp dreißig Jahren mit Rosemarie einige Tage am Meer, als vorgezogene Hochzeitsreise quasi, doch „eigentlich waren sie nur zum Braunwerden nach Capri gefahren“.

Ein Erinnerungsbuch also. Doch was bedeutet das? Stadler, inzwischen 53-Jährig, Autor zahlreicher Bücher und dafür vielfach ausgezeichnet (zuletzt, im vergangenen Jahr, mit der Ehrendoktorwürde der Freien Universität Berlin), war schon immer unterwegs, „Auf der Durchreise“, wie der Titel einer der Texte aus „Volubilis“ (1999) lautet, und weiter im Text: „vom Hinterland der Erinnerung aus zu ihren Lieblingsorten.“ Zum Beispiel eben nach Capri, wo Ende August 1978 ein attraktiver Mann ein junges Paar aus Deutschland nach einem Schluck Wasser gefragt hatte und kurze Zeit später mit den beiden im Bett landete. Davor noch hatte Jim jenen Satz gesprochen, der dem Roman den Titel gibt, tags darauf verließ Roland die Pension, um in einem Papiergeschäft ein Schulheft zu kaufen – und er fing das Schreiben an. „So endete etwas, und so begann etwas“, kommentiert der Erzähler, dann schreibt Roland („Linkshänder im Kopf“) seine ersten Sätze und bemerkt: „*Komm, gehen wir* zu sagen, war eigentlich nur einmal möglich.“

Was genau endete? – Die Geschichte einer Zweierbeziehung und ein konventioneller Lebensplan. Ausgelöst durch einen Augenblick, der alles veränderte, der die Welt auf einem Badetuch im Moment neu vermaß, Figuren abtauchen ließ und dann, in der Erinnerung, wieder zum Vorschein bringt; keine Wendung zur Tragödie, denn eine solche, so hat Roland von seinem Deutschlehrer gelernt, liegt nur dann vor, „wenn es nicht anders geht“. Also doch tragisch?

Was begann? – Die Geschichte einer Dreierbeziehung, das Leben eines Schriftstellers und die damit einhergehende Frage, ob es vielleicht einfacher war, „einen Liebesroman zu schreiben, als zu lieben oder zu leben“. Stadler spielt mindestens auf zwei Ebenen: Da ist zum einen die Geschichte jener *ménage à trois*, die nacherzählt wird, und da ist zum andern der Schriftsteller, der sich als Autor beziehungsweise als dessen Figur erinnert, der reflektiert, einen Bogen schlägt vom Damals ins Heute, dabei Haltung und Sprache Ende der Siebziger Jahre am heutigen Wortgebrauch spiegelt, zum Beispiel ein „Plötzlich“ hinterfragt, statt dessen lieber „Mit einem Male“ schreibe, und sich auch darüber ärgert, dass es heute nur noch um „Spaß“ geht und kaum noch um „Freude“.

Moment und Dauer, Augenblick und Rückblick fließen im erinnernden Erzählen ineinander, verschmelzen, und so versucht sich Roland einen Reim zu machen auf das Motto des Romans: „Was ist lieben? Ist es ein Tuwort?, fragte er sich. Bevor ich darüber nachdachte, wusste ich es noch.“ Denn die Perspektive des Schriftstellers bleibt eine abstrakte, eine im Nachhinein zu Bewusstsein und also zur Sprache gebrachte Geschichte; und Roland konstatiert ernüchert: „Am Ende würde er sich sagen können, dass er ein dummer Mensch gewesen war, nur weiß geworden, nicht weise, dem ein paar gescheite Sätze geglückt waren, geglückt wären, geglückt sein würden, mit etwas Glück ein paar schöne Sätze. War das alles?“

In der Tat lässt Stadler viele seiner bisherigen Werke Revue passieren, spielt mehrmals auf seinen Romanerstling „Ich war einmal“ (1989) an, aber auch auf die (Un-)Möglichkeit, in einem Titel das Wort „Tod“ zu verwenden, wie zum Beispiel in „Der Tod und ich, wir zwei“ (1996). Wie nebenbei erzählt dieser Schriftsteller – „Chronist des Unglücks, das als Glück gedacht war“ – von sich und der Welt, dessen Ende, im Gegensatz zum Individuum, nicht abzusehen ist. Und er erzählt von den absurden Menschen überhaupt, von Heidegger und Nietzsche, von drei Päpsten, von Roberto Blanco und Iris Berben, insbesondere aber von jenen, deren Namen und Geschichten noch niemand kennt.

Die Geschichte von Roland, Rosemarie und Jim, sie findet ihre Fortsetzung in einer Freiburger Studentenwohnung, birgt eine Schwangerschaft, führt weiter in den Schwarzwald und bis ins „Himmelreich“. Und ab und an werden die Leserinnen direkt angesprochen, zum Beispiel dann, wenn der „allwissende Erzähler“ vorgibt, selbst auch nicht alles zu wissen. Arnold Stadler geht es ohne Frage um jene geglü ckten, gescheit en wie auch schönen Sätze, die den Raum öffnen und auch dem Leser wenn nicht Spaß, dann doch Freude bereiten – bis hin zu gewagten Metaphern wie: „Sie war ein entflammbares Fass ohne Boden.“ Im Auge immer jene, die „einfach mehr Mensch pro Kilo“ zu bieten haben. Entstanden ist so ein Roman, der so viel Mensch pro Seite beinhaltet, wie nur ganz wenige.